

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 1 (1917)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücherschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dass die Veranstaltung eine Viertelstunde vor 2 Uhr, 9 Uhr, 12 Uhr beginne. Sie rechnen darauf, dass man lese: „ein Viertel vor zwei Uhr“. Das vor steht freilich nicht da, man soll es aus der Stellung des $\frac{1}{4}$, das vor der Zahl 2 steht, erraten. Nun entspricht es aber nicht den Regeln des Schreibens und des Lesens, Wörter, die gelesen werden sollen, nicht auch hinzuschreiben, oder die Stellung geschriebener Zeichen in Worten zu lesen. So wie $\frac{1}{2}$ Uhr gelesen wird „halb zwei Uhr“, so kann auch $\frac{1}{4}$ Uhr nur gelesen werden „ein Viertel zwei Uhr“. Will man vor sagen, so muss es auch geschrieben werden. Wir können ja auch nicht schreiben: König Georg herricht England oder: ich der Kälte leide, sondern es muss geschrieben werden: König Georg herrscht über England, und: ich leide unter der Kälte. Also muss auch geschrieben werden: $\frac{1}{4}$ vor 2 Uhr. Nur die Formelsprache der Mathematik darf anders verfahren.

Dazu sei noch bemerkt, dass in einem großen Teil des deutschen Sprachgebietes für „1 Uhr 15 Minuten“ gesagt wird: ein Viertel zwei (oder auch: ein Viertel auf zwei), und dem entsprechend geschrieben wird: $\frac{1}{4}$ Uhr. Manche deutsche Lehrbücher, die in Frankreich für Franzosen hergestellt werden, lehren: une heure et quart = $\frac{1}{4}$ Uhr. So gibt also die gerügte Schreibweise, außer dass sie falsch ist, auch noch zu vielleicht recht ärgerlichen Missverständnissen Unlaß, sobald man es nicht ausschließlich mit schweizerischen Lesern zu tun hat.

Bl.

Verein für deutsche Sprache in Bern.

(Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins.)

(Eingesandt). In der Monatsversammlung vom Jänner behandelte Dr. H. Stadelberger die Sprache J. P. Hebels im „Rheinländischen Hausfreund.“ Er zeigte, worin das Eigentümliche der kindlich anmutenden Sprache des Erzählers der kostlichen Geschichten von Kannitverstan, vom geheilten Patienten, und andern liegt. Hebel hat diese sprachlichen Besonderheiten, vor allem den mundartlichen Satzbau, bewusst für die Leser seines Kalenders angewendet, nicht etwa aus mangelnder Kenntnis der damals ausgebildeten Schriftsprache. Seine Sprache erscheint uns als das geeignete, schlichte Gewand seiner Geschichten für schlichte Leute. Bekanntlich hat er seine Kalendergeschichten im „Schätzklein des rheinländischen Hausfreundes“ gesammelt.

In der freien Aussprache wurden von den Herren Professoren Bitter und von Greyerz interessante Ergänzungen und Vergleiche angebracht, unter anderem die Ähnlichkeit von Hebels schriftstellerischer Tätigkeit mit der von Matthias Claudius hervorgehoben.

Aus der Presse.

„Sprache.“ In einigen mehr oder weniger bedeutenden Blättern, die zwischen Jura und Bachtel herauskommen, erschien gegen Jahresende unter der Überschrift „Sprache“ ein Aufsatz von „S.“, der einige recht gute Gedanken enthielt, besonders über den Gebrauch unserer Mundart: Wir sollen den Mann vom Lande nicht verlachen, wenn er alte Wörter und Wendungen brauche, vielmehr solche selber wieder annehmen, die Mundart lasse sich auch für wissenschaftliche Gespräche verwenden, namentlich aber mache sie die Volksrede wirksam. Zu unterstützen seien die Bestrebungen nach reinerer Aussprache des Schriftdeutschen; Einfachheit und Klarheit der Schreibweise sei wichtiger als Rechtschreibung. Es sei auch zu bedauern, dass die Welsch-

schweizer sich um die deutsche Sprache weniger kümmern als umgekehrt.

In diese dicke, warme Watte recht nützlicher Volksbelehrung hinein sind nun ein paar Giftbazillen gelegt, die den Sprachverein schädigen sollen, und man wird den Verdacht nicht los, das Ganze sei nicht dem Volk und der Sprache zu Liebe, sondern dem Sprachverein zu Leide geschrieben worden; es bleibt ja immer etwas hängen. Es war drum gut, dass unser Vorsitzer in einigen dieser Blätter eine Abwehr veröffentlicht hat, so langweilig es auch sein muss, einem Menschen zu widersprechen, der da schreibt: „Nicht aus Berlin soll ein schweizerischer Sprachverein die Sprache holen,“ und der „einen Teil des Vereins“ landesverräterischen Treibens bezichtigt, weil er — die alte Redensart — die „Sprachenfrage aufwerfe“. Woher sollen wir übrigens jene „reindeutsche Aussprache“ der Schriftsprache holen, die er selber fordert? Etwa vom Morgarten?

Für unser Schweizerdeutsch will die Begeisterung in welschen Landen nicht nachlassen. Der Verfasser der etwas blässen „Genfer Plaudereien“ der N. Z. Z. berichtet über eine griechisch-lateinisch-französische Gymnasiastenaufführung und empfiehlt, bei solchen Gelegenheiten auch englisch, deutsch oder italienisch zu spielen, und besonders schweizerdeutsch. „An dem Tage, da unsere jungen Leute eine Vorstellung in schweizerischer Mundart geben, dürfen sie ganz Genf einladen, und ganz Genf wird ihrem Rufe Folge leisten.“

Kräftiger, aber auch unbesonnener geht Herr L. im Démocrate (12. Dez.) ins Zeug. Er gibt Chiesa völlig recht, der beweise, weshalb in der geschichtlichen Bildung der Tessiner Italien den Mittelpunkt bilden müsse: die Schweizergeschichte beginne zu spät (die alten Eidgenossen sind also wieder einmal zu spät aufgestanden). Das Entsprechende gelte für die französische Schweiz, und dann kommt der Rant: Jamais nous ne sommes scandalisés de les voir (uns Deutschschweizer) s'enthousiasmer pour Goethe, et pour Schiller plus que pour J. J. Rousseau ou Victor Hugo — ganz natürlich, das sei ja nur die Folge unseres « germanisme ».

Bücherschau.

Paul Ilg, *Der starke Mann*, Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, 5 Fr. geb.

Das Buch mag technische Fehler haben, es hat auch seine technischen Vorteile; das Auffinden aber, das es gemacht, liegt im Stofflichen begründet. Der Held der Geschichte ist ein schweizerischer Instruktionsoffizier, und ein solches Buch erscheint während der Grenzbefreiung, zwischen zwei Mobilisationsanleihen, und während man sich allerlei Militärfandale erzählt. Dazu nur so viel: Man tut dem Buche Unrecht, wenn man's als antimilitaristisch bezeichnet und sich je nachdem feindlich oder freundlich dazu stellt. Dieser Adolf Lenggenhager ist vor allem ein menschlicher Typus: der Streber, der zwischen den Fragen Woher? und Wohin? zu Grunde geht, sozusagen zufällig im Gewande des schweizerischen Instruktionsoffiziers. Dieser „Zufall“ ist für uns Schweizer gewiss besonders merkwürdig, doch ist es eben auch Tatsache, dass es diesen schweizerischen Offiziers-Typus gibt. Es heißt nun aber unserer Armee wenig zutrauen, wenn man meint, ihre Festigkeit werde geschädigt durch dieses Buch. Ein militärgegnerisches Blatt mag daraus einige Säge abdrucken, seine Leser werden dadurch keine schlechteren Soldaten.

Der Freund der Sprache aber freut sich auf Schritt

und Tritt über eine feine Bemerkung, ein treffendes Bild, einen schneidigen Hieb. Im 1. Kapitel heißt es: Ernüchtert trat er in das nach Samstag und Seife duftende Haus. — Der Vater wird gekennzeichnet als: der Viehhändler und Gemeinderat, ein entlaubtes, zähes Stück Leben, an dem sich die Berufsgepflogenheiten, die ungezählten Liter und Doppelliter deutlich zu rächen beginnen. — Die Mutter „steckt ihm (dem Goldsohn) den geringen Vorrat (an Geld) so behutsam in die Tasche des Mantels, daß er nichts davon gemerkt zu haben brauchte“ — es war beiden lieber so, denn „zu welch unwürdigen Listen sie manchmal greifen mußte, um seinen Ansprüchen zu genügen, ahnte Adolf mehr, als daß er's zu wissen begehrte.“ In der Stube herrscht eine „Bauernwohnlichkeit mit mächtiger grüner Ofenburg, einem Ledersofa mit alter ehrwürdigen Versenkungen.“ Die Uhr im Glassturz sagt die Stunde an „mit einem zimmerlich klipperlichen Bim-bam.“ Die Tochter des Herrn Obersten von St. heißt Renée und widmet ihre Photographie ihrem Verehrer „in herzlicher Sympathie“. Sie fährt in hochfashionablem Dog-cart durch die Stadt, Irg selbst leistet sich einmal den Witz, das Wort in Anführungszeichen zu übersezten: „Hundekarren“.

Hanns Bächtold, Aus Leben und Sprache des Schweizer Soldaten. Basel, Verlag der schweiz. Gesellschaft für Volkskunde. 78 S. geh. 1 Fr.

Das Arbeitsgebiet der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde liegt dem des Deutschschweizerischen Sprachvereins natürlich nahe, und dieses ganze Heft ihrer „Volkstümlichen Mitteilungen aus dem schweizerischen Soldatenleben“ hat für uns viel Anziehendes, besonders der Abschnitt „Sprache“. Es hat ja jeder in seinem Dienst, ja sogar im bürgerlichen Leben einiges aufgeschnappt von der Sprache unserer Soldaten, aber was für ein blühendes Sprachleben der Volkswitz hervorgebracht, das ahnt man doch erst, wenn man den Stoff gesammelt und geordnet beisammen findet wie in diesem kostlichen Heft. Es mögen gegen tausend Ausdrücke sein, die meisten natürlich glückliche Erzeugnisse des Augenblicks für den Augenblick, ein kleiner Teil dürfte sich im soldatischen Sprachgebrauche erhalten. Einige Beispiele:

Gruppe Waffengattungen: Fußschweißindianer für Infanterie, Liebiger für Sanität, Seelespätz für Feldpredigt; Grade: Zebra für Furier (wegen der gestreiften Ärmel), Feldräuel für Feldweibel; Ausrustung: Bundesweidlig für Militärschuhe, Bergißeimeinnicht für den Mannschafts- und Luftschüssi für den Offiziers-Tornister; Dienst: Gwehrgriff bige, Druckpunkt fasse für sich drücken, Deckurlaub für Arrest, s'Hirni aluege für schlafen; Essen, Trinken, Rauchen: Negergummi für Spätz, Schregmarsch für Schnaps, Chineseschweiss für Tee; Verschiedenes: Bundeschnurre für das auf Staatskosten hergestellte Gebiß.

Briefkasten.

E. D., B. Sie tadeln zusammenge setzte Wörter wie Sauerkirschen, Süßkirschen, Sauerkraut, aber es geht Ihnen ein wenig wie, nach Ihren Worten, dem Beantworter dieser Frage in der Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins; man ist eben leicht geneigt, die eigene Ausdrucksweise für die allgemeine zu halten. Sie betonen also Sur-Chruit, aber in der Ostschweiz sagen wir Surchrut, auch Surampfere, Süechholz usw. Es ist wohl doch ein Vorteil, daß wir zwei Ausdrucksmöglichkeiten haben; in der Zeitschrift (Januar 1917, Spalte 30) scheint das Verhältnis richtig dargestellt zu sein. Mag sein, daß manchmal ohne Not, aus übertriebenem Schnid zusammengezogen wird, und die Zusammensetzung führt ja oft zu Ungeheuerlichkeiten; vielleicht senden Sie uns einmal Beispiele, wo die Mundart, abweichend von der Schriftsprache, das Hauptwort betont.

Was ist das für eine Bundesverwaltung, die die luxemburgische Sprache „duldet“?

G. L., Sch. Besten Dank für Ihren Hinweis auf Zwinglis Rappeleried (Herr, nu heb den Wagen selb, Schelb wird just all unser Fahrt). Wollen Sie nicht einmal eine kleine Plauderei über Zwinglis Sprache für unser Blatt senden? — Ueber talame finden Sie Auskunft im Idiotikon Bd. IV. Sp. 368. Es ist eine Zusammensetzung mit „mehr“: tag-lang-ner, „Tag-lang“ ist eine Verstärkung wie „mein Leben lang“, „den lieben langen Tag“, zusammen also etwa: nummehr; das Wort muß in Graubünden noch lebendig sein. — Auch über den Häsinenkäf gibt das Idiotikon Auskunft (Bd. II, Sp. 1670): ein Begierding, im 16. Jahrhundert stehender Ausdruck in ironischem Sinne: etwas besonders kostbares, ausge suchtes. Im Thurgau kommt auch vor: Chazehäs für Dred.

Zeitungsleser. Sie haben recht, es klingt wirklich ungemein volkstümlich und paßt daher in eine Zeitung, die das Wort Volk in ihrem Namen führt, wenn es heißt: „In unsere Steuerreform ist insofern ein Novum eingetreten . . .“ Aber die Kapitale Ihres Kantons ist ja ein Emporium von so universeller Bedeutung, daß das Verständnis dieser Sprache dort wohl hereditär ist.

Allerlei.

Von Schwarzenburg. Das Leben macht doch die besten Witze selber. Mit der Bildung Rüblis sollte im Briefkasten vom Jänner die Form Kohlrabis in einem oftschweizerischen Marktberichte verpottet werden. Nun sendet uns ein Leser eine Anzeige aus dem Amtsanzeiger von Schwarzenburg, wonach jemand zu kaufen sucht: „Kühe, Kinder und Munis.“

Merkwürdige Würste. Wir kennen zwei Wurstarten, deren Namen zusammen ein hübsches Paar bilden. Ueber den Namen der einen haben wir in freien Augenblicken und im Genusse der Sache vielleicht schon nachgedacht, das ist der Landjäger, über den andern wohl kaum, weil er uns, obwohl ein altes deutsches Wort, in andern Bedeutungen fast unbekannt geworden ist: der Schübling. Beide sind geräucherte Würste, also nahe Verwandte, sie geben aber zusammen auch ein hübsches Bild, denn auch der Schübling hat es mit der Polizei zu tun: Schübling heißt, wer „auf dem Schub“ heimbefördert wird (Idiotikon Band VIII, Spalte 91). Das wird zwar schwerlich der Ursprung des Wurstnamens sein (der übrigens schon vor tausend Jahren scubilinc lautete), das Wort bezeichnet nämlich auch ein Stopfmittel, z. B. den Papierpropfen im Gewehr, den Wattebausch im Ohr, oder was z. B. unter ein zu kurzes Stuhlbein „geschoben“ wird; als Stöpsel läßt sich die Wurst wohl auffassen. Auch der Wurstnamen Landjäger hat ursprünglich wohl nichts polizeiliches gehabt, sondern dürfte (nach Idiotikon Band III, Spalte 20) entstanden sein aus „lang tige (geräucherte) Wurst“, indem man die beiden Eigenschaftswörter zusammenfaßte und das Hauptwort als selbstverständlich wegließ. Las steife Aussehen des Gegenstandes unterstützte in der Volksphantasie die Annäherung an den Namen des Polizeimannes. Und das ist besonders nett an diesem Zufall: der Landjäger ist der harte, steife, kantige, der Schübling, also der Landstreicher dagegen der weiche, biegsame, „abgerundete“, aber „tige“, gediegene, d. h. geräuchert sind sie beide, denn „Es wird keiner Landjäger oder er heig en Isen abgrennt“ (sagt man um Baden herum).

Neben dem Landjäger, dem lebendigen, muß der Schübling, der lebendige, natürlich bescheiden auftreten, im „genießbaren“ Sinne aber ist der Schübling, wenigstens der gewisser Herkunft, etwas so großartiges, daß Tobler als appenzellische Redensart für „hochmütig sein“ aufführen kann: „Wie en St. Galler Schößlig off e Bauewortscht abeluege.“

Zu kaufen gesucht: Erster und zweiter Jahresbericht 1905 und 1906 des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

Dr. A. Steiger, Küsnacht b. Zürich.